

Schillerfeier.

Am hundertsten Todestage Friedrich Schillers, am 9. Mai 1905 um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr vormittags, versammelten sich die Schüler aller Klassen mit dem Direktor und den Mitgliedern des Lehrkörpers in der festlich geschmückten Turnhalle. Die Wände derselben hatten die Schüler der Anstalt mit den Bildnissen der Eltern des Dichters, mit Silhouetten von Persönlichkeiten aus dessen Freundeskreise und mit Guirlanden im Stile der Rokokozeit geziert. In einem Boskett von Blattpflanzen stand eine große Schillerbüste, auf deren Haupt ein Lorbeerkranz ruhte.

Unter den Festgästen befanden sich als Vertreter der k. k. Bezirkshauptmannschaft Statthaltereisekretär Heinrich v. Lorang, k. k. Oberfinanzrat und Finanz-Bezirksdirektor Norbert Graf Ferrari-Occhieppo, Professor der theolog. Diözesan-Lehranstalt Geistlicher Rat Josef Zidanšek, Regierungsrat und Leiter des Deutschen Studentenheimes Dr. Michael Petschenig, Direktor der k. k. Lehrerbildungsanstalt Heinrich Schreiner und k. k. Strafanstalts-Oberdirektor Josef Reisel, ferner viele Eltern von Schülern des Gymnasiums.

Das Programm der Festfeier lautete:

1. „Festmarsch“ für Streichorchester, Klavier und Harmonium von Wiltberger.
2. Festrede, gehalten vom k. k. Gymnasiallehrer Dr. Edmund Wiessner.
3. Gemischter Chor „An die Künstler“ von Mendelssohn.
4. Vortrag des Gedichtes „Der Graf von Habsburg“ durch den Schüler der III. A-Klasse Ferdinand Wresnig.
5. Männerchor „Gruppe aus dem Tartarus“ von Franz Schubert.
6. Vortrag der Gedichte:
 - a) „Die Macht des Gesanges“ durch den Schüler der VII. Kl. Konrad Kniely,
 - b) „Die Ideale“ durch den Schüler der VIII. Klasse Alfred Schmidt.
7. Gemischter Chor mit Begleitung von Klavier und Streichinstrumenten „An die Freude“ von Beethoven.

Der gemischte Chor bestand aus 73 (16 Sopranisten, 15 Altisten, 19 Tenören, 23 Bassisten) und der Männerchor aus 30 Sängern. Das Streichorchester bildeten 9 Prim-, 12 Sekondgeiger, 1 Viola und 1 Baßgeige. Auf dem Klaviere besorgte die Begleitung der Schüler der V. Klasse Hermann Frisch, auf dem Harmonium der Schüler der VIII. Klasse Franz Jarh. Die Baßgeige spielte der Zögling der Lehrerbildungsanstalt Joh. Neubauer. Alle anderen Spieler und Sänger waren Schüler der Anstalt.

Die Feier endete um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr.

Die den zweiten Programmpunkt ausfüllende Festrede des Fachlehrers für die deutsche Sprache Dr. Edmund Wiessner wird im folgenden wörtlich wiedergegeben.

Festrede,

gehalten vom wirkl. Lehrer Dr. Edmund Wiessner bei der Schillerfeier am 9. Mai 1905.

„Eine ernste, weihevollte Feier vereinigt uns heute in diesem festlich geschmückten Saale. Sind doch mit dem heutigen Tage hundert Jahre verstrichen, seitdem sich Friedrich Schillers strahlendes Dichterauge für immer schloß! Und wenn der Tod des einfachsten Menschenkindes Schauer der Ehrfurcht in unseren Herzen erweckt, weil eine ganze Welt von Erfahrungen und Kenntnissen, von Wünschen und Gedanken damit erlischt: wie mächtig muß uns dann die Erinnerung an jenen denkwürdigen Augenblick erschüttern, in dem ein so großartiges Menschenleben in sich zusammenbrach, wie es in Jahrhunderten nur selten gelebt wird!

Die Tragik dieses Künstlertodes wird aber dadurch erhöht, daß Schillers Leben nicht nach einem heiteren, schönen Greisenalter mild verwehte wie das seines großen Freundes Goethe. Ein unbarmherziges Schicksal riß ihn mitten aus der Bahn des Lebens: er starb im kräftigsten Mannesalter, erfüllt von Plänen und Entwürfen zu neuen Dichtungen. Goethes unendlich reiches Leben, auf das unsere Gedanken unwillkürlich hinübergleiteten, wenn von Schiller gesprochen wird, umfaßt mehr als 80 Jahre. Es gleicht einem jener Prachtgebäude der Renaissance in seiner klaren Heiterkeit, in seiner edlen Geschlossenheit und Vollendung. Schillers Leben dagegen erinnert uns an jene mächtigen, kühn aufstrebenden gotischen Dombauten, die nicht zum vollen Ausbau gediehen, aber durch die Großzügigkeit des fertig Gewordenen die stolzen Umrisse des Fehlenden ahnen lassen.

Schiller starb nicht als Jüngling wie der Sohn seines Jugendfreundes, Theodor Körner, und Novalis; er wurde bedeutend älter als ein Mozart oder ein Heinrich von Kleist. Doch in der Erinnerung seines Volkes ist das Bild des verehrten Dichters, wie man mit Recht betont hat, für immer durch den Märtyrerschein des jugendlichen Todes verklärt. Goethe selbst, der dem geliebten Freunde in seinem Epilog zu Schillers „Glocke“ einen wundervollen Nachruf gewidmet hat, spricht dort von Schiller unwillkürlich in Worten, mit denen er einst seinen dem frühen Tode geweihten Helden Achilles gefeiert hatte. Schillers rastloser, jugendlicher Eifer, sein frischer Glaube an die Erreichbarkeit der höchsten Ziele, seine edle, unverzagte Hoffnungsfreudigkeit, die ihn kraftvoll über schwere Stunden seines Lebens hinaushob, haben diesen rührenden Mythos der Jugendlichkeit erzeugt. Diese ewige Jugend, die in Schillers Wesen so tief wurzelt, hat ihm denn auch die Herzen des aufstrebenden, hoffnungsreichen Jugendalters dauernd erobert. Sein feuriger Schwung, seine hohe sittliche Reinheit eignen ihn zum edelsten Freunde der Jugend, die seine Gedankenschwere und Gemütsiefe freilich oft nur ahnen kann. Die Lektüre seiner dramatischen Meisterwerke, in denen sich Kraft und Reichtum der modernen Weltanschauung so wundersam mit Anmut und Schönheit der antiken paaren, spielt in der Erziehung unserer Jugend eine Rolle, die fast an die der Homerischen Gedichte bei den alten Griechen erinnert.

Die Weihe dieser Stunde gebietet uns, die Entwicklung und die Bedeutung des Menschen, Künstlers und Denkers Friedrich Schiller lebendig in uns wachzurufen, soweit dies in einer so kurzen Spanne Zeit überhaupt möglich ist; denn es wäre eine Riesenaufgabe, ein erschöpfendes Bild von Schillers so wandlungs- und gestaltenreichem Geistesleben zu entwerfen. Schon die rein menschlichen Züge dieser Künstlerpersönlichkeit sind so liebenswürdig, hinreißend und großartig, daß sie jedes edel veranlagte Gemüt fesseln, jeden denkenden Kopf mit wahrer Ehrfurcht erfüllen müssen.

Aus engen Verhältnissen ist der Marbacher Geistesriese emporgeschossen. Seine Jugendjahre erhellt nicht die sonnige Heiterkeit, die uns aus Goethes Kinder- und Jünglingsjahren so anmutig entgegenstrahlt, wenn sie auch nicht so dunkel umwölkt ist wie die Herders und Friedrich Hebbels. Dem trauten Bereiche des Elternhauses, der liebevollen Hand seiner sanften Mutter früh entzogen, wuchs der zarte, schüchterne Knabe in der straffen Zucht der württembergischen Militärakademie heran, die seinem reichen Geiste wenig Bewegungsfreiheit gönnte. In der schwülen Luft des Krankenzimmers, beim trüben Scheine des Nachtlichtes entrang sich dort seinem Feuergeiste schwer und langsam ein Dichterwerk von zündender Gewalt, das den jungen Schwaben mit einem Schlage zum gefeierten Dichter machen sollte: „Die Räuber“. Der schwer gehemmte Freiheitsdrang des jungen Schiller durchrauscht fast jeden einzelnen Teil dieses kühnen Erstlingswurfes. Mit einem kraftvollen Entschlusse zerriß er die Ketten, die sich um seinen Genius klammern wollten, und floh hinaus in Elend und Entbehrung, um sich seine Freiheit zu wahren. In den nun folgenden Zeiten des schwersten Kummers schuf sein Dichtergeist ungebeugt Werk auf Werk. Seine heißen Träume von Glück und Ruhm wollten treulos zerflattern; nur „der Freundschaft leise, zarte Hand“ hielt ihn aufrecht und „Beschäftigung, die nie ermattet“ — rastloses Schaffen.

Fast gewinnt es den Anschein, als hätte nunmehr ein freundlicher Stern seinem ziellos bewegten Leben lächeln wollen: er fand Liebes- und Familienglück an der Seite einer zartsinnigen, liebenswürdigen Frau und die Berufung an die Universität zu Jena verhiess mindestens für die Zukunft ein sicheres Dasein. Da faßte ihn ein tückischer Feind mit seiner mörderischen Faust hart an: eine schwere Brustkrankheit warf den lebensfrohen Dichter nieder, von der er nie mehr völlig genes, die seinen zarten Körper unaufhaltsam zerstörte. Durch ein halbes Menschenalter sollte der edle Dulder den aufreibenden Kampf gegen Siechtum und körperlichen Verfall führen.

In diese trübe Zeit, da Schiller um sein eigenes kummerreiches Dasein und um das seiner Familie zu ringen hatte, während ihm schon der Tod im Herzen saß, fallen seine eifrigsten wissenschaftlichen Studien. Vorstudien zu seinen historischen Dramen hatten ihn zur Geschichte geleitet und seine Denkungsart war zu groß, um ein bloßes Brotstudium daraus zu machen. Die Geschichtswissenschaft nennt seinen Namen mit Ehren. Besonders die schwungvolle, künstlerisch abgerundete Art der Darstellung, die seine historischen Schriften auszeichnet, wirkte vorbildlich auf die großen deutschen Historiker des 19. Jahrhunderts.

Allmählich geriet damals Schiller in den Bann eines der größten Denker, welche die deutsche Geistesgeschichte aufzuweisen hat, in den Bann des Königsberger Philosophen Kant, dessen Lehren von der Jenenser Universität aus in die breiten Schichten der Gebildeten drangen. Die zarte Fürsorge der Freundschaft ermöglichte Schiller ein tiefes Studium der Werke des Königsberger Denkers, dessen Ideen er in eigenen philosophischen Schriften in der glücklichsten Weise ausgestaltete. Die Reihe von Jahren, die Schiller den Wissenschaften der Geschichte und Philosophie opferte, beweist uns den tiefen sittlichen Ernst, der ihm eigen war. Sie bietet in die Selbsterziehung einer echten Künstlerseele einen Einblick von ergreifender Großartigkeit. Mitten auf der Höhe seiner dichterischen Erfolge hatte Schiller halt gemacht und seine Dichterarbeit völlig eingestellt, um seine geistige Persönlichkeit zu vertiefen und zu neuen großen Aufgaben heranzubilden. Kants Werke sind keine Krankenlektüre: der schwer leidende Dichter bewältigte ihr Studium mit dem ganzen zähen Eifer, der ihm eigen war. Unter Kants Ägide rang sich nun Schiller zu jener hehren Weltanschauung durch, die längst zuvor in ihm geschlummert hatte. Jetzt fand er die schöne Mitte zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Sittlichkeit und Leidenschaft. Eine edle Harmonie hielt in seinem Wesen und Wirken ihren Einzug.

Nun war Schiller auch für die Freundschaft mit Goethe reif geworden, die ihm in der glücklichsten Zeit wie eine reife Frucht in den Schoß fiel, um seinen Lebensabend in idealer Weise zu verschönern. Durch 10 Jahre genoß er das Glück des innigsten Verkehrs mit Goethe und nun glänzten die Sterne der beiden Weimarer Dichterdioskuren am deutschen Geisteshimmel in einzigartiger Pracht. Inzwischen war Schiller nach seinen mehrjährigen Streifzügen durch die Gebiete der Geschichte und Philosophie wieder in seiner Heimat, der Dichtkunst, angelangt. Die gewaltige Herrschergestalt Wallensteins mit ihren geheimnisvollen rein menschlichen Zügen reizte nicht nur den Historiker Schiller, sie forderte auch den Dramatiker in ihm heraus. So bildet der „Wallenstein“ einen Markstein in seiner Entwicklung. In ihm spricht nicht nur der Dichter, sondern auch der Denker und Historiker zu uns in untrennbarer Verbindung. Der herbe Kantsche Pflichtbegriff und seine ernste Entsagungslehre leuchtet durch Schillers folgende Werke in dichterisch verklärter Schönheit. Der historische Sinn ihres Verfassers vereint sich zugleich in ihnen mit seiner künstlerischen Gestaltungskraft aufs innigste. Ein Drama nach dem andern entspringt nun seinem schier unerschöpflichen Geiste und machtvoll strebt Schillers Genius nach aufwärts. Kein Stillstand, kein Rückschritt — ein stetes Vorwärts! Das war jene Zeit, von der Goethe später zu seinem Sekretär Eckermann die schönen Worte sprach: „Alle acht Tage war er ein anderer und ein Vollendeter; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil.“ Überhaupt wurde Goethe nicht müde, in immer neuen denkwürdigen Worten die Bedeutung zu schildern, die seines Freundes hinreißende Schaffenskraft für seine eigene dichterische Tätigkeit gewann. Richard Wagner, ein Künstler, der sich selbst in rastloser Arbeit an seinen Schöpfungen und ihrer Darstellung verzehrte, bricht bei der Betrachtung des Schillerschen Lebenslaufes in die bewundernden

Worte aus: „Wie hier alles nur Erkenntniseifer ist! Man glaubt, dieser Mensch habe gar nicht existiert, sondern immer nur nach Geistes Licht und Wärme ausgeschaut. Seine leidende Gesundheit stand ihm scheinbar hier gar nicht im Wege.“

Leider nur scheinbar; denn die ganze Zeit vom „Wallenstein“ bis zum „Wilhelm Tell“ steht unter dem Zeichen eines ergreifenden Gegensatzes; dem mächtigen geistigen Aufschwung steht ein langsamer, aber nicht mehr zu hemmender körperlicher Verfall traurig gegenüber. Fast scheint es ja, als hätte Schillers Heldensinn der physischen Vernichtung siegreich Trotz bieten wollen. Seine letzten Werke (man denke nur an den „Tell“!) verraten in keiner Zeile, daß hier ein todkranker Mann am Werke war, dem heftige Brustschmerzen das Leben verbitterten. In der Auffassung aller Lebensverhältnisse atmen diese Dramen vielmehr kraftvolle Gesundheit und kühne Zuversicht. Auch andere Künstler des deutschen Volkes schufen in Krankheit und Todesnähe. Aber dann warfen Trübsinn und schwermütige Todesahnungen oft dunkle Schatten über ihre letzten Schöpfungen und selbst Mozarts sonniger Künstlernatur entströmte als letztes Werk ein Requiem. Schillers letzter Held, Wilhelm Tell, ist der siegreiche Befreier seines wackeren Volkes.

So gewinnen wir fast den Eindruck, als hätte der verehrte Dichter einen heiteren Lebensabend genossen, der sein helles Licht nach allen Seiten milde ausstrahlte. Der Todgeweihte steht vor uns in jener hehren jugendlichen Schönheit, wie sie uns Goethes unsterbliche Worte zeichnen:

„Nun glühte seine Wange rot und röter
 Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
 Von jenem Mut, der, früher oder später,
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
 Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
 Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
 Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Sein allzufrühes, schweres Scheiden aber erweckt in uns eine Stimmung, die sich wieder nicht schöner als mit Goethes Worten schildern läßt:

„Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
 Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“

Er steigt hinunter zur Nacht des Todes mitten in seiner Schöpferkraft. Insofern trägt sein Ende den Charakter einer Katastrophe und sein Leben schließt gleich einer erschütternden Tragödie. Knapp vor dem Tode sieht sich Schiller in stolzer Bescheidenheit am Anfange der dramatischen Meisterschaft und das gewaltige Fragment des „Demetrius“ eröffnet uns den Ausblick in eine wundersame Sphäre, die wir nur mehr ahnen können. Schillers Leben ist uns jedoch zugleich eine Tragödie in seinem Sinn: sie schmettert uns nieder, um uns allsogleich wieder machtvoll emporzuheben; denn der Dichter verhaucht sein Leben als sterbender Sieger wie jeder wahre Held. Tod und Grab verschwinden vor dem Glanz seines Ruhmes. Und wenn sein erster Held, Karl Moor, in den Anblick der untergehenden Sonne mit Bewunderung und Wehmut versunken, ausruft: „So stirbt ein Held! Anbetungswürdig!“ — wem schwebte dabei an dem heutigen festlich-ernsten Tage nicht des Dichters eigenes Ende vor?

Die Art, wie Schiller sein Leben verbrachte und abschloß, gewinnt durch ihre großen und heroischen Züge geradezu vorbildliche Bedeutung. So hehre Ziele, wie er sie verfolgte und erreichte, sind freilich nur den Geistesheroen der Menschheit gesteckt; aber der hohe Ernst, mit dem er seinen Weg ging, sein eherner Fleiß, seine unwandelbare Treue gegen sich selbst, seine rückhaltslose Aufrichtigkeit bei der stärksten Begeisterungsfähigkeit, sein Heldenmut im Niederringen von Krankheit und Elend sind allein geeignet, Schiller zu einem Erzieher der Menschheit zu machen, wenn wir von seiner hohen künstlerischen Meisterschaft und von seiner hehren Auffassung vom Dichterberufe ganz absehen. Gottfried Keller, selbst ein gottbegnadeter, echter Künstler, sang im Jahre 1859, als das ganze deutsche Volk mit rauschendem Jubel seinem Dichter zum 100. Geburtstage huldigte, von Friedrich Schiller:

„Und wo im weiten Reich des deutschen Wortes,
Und wo es wanderlustig hingezogen,
Sich überm Meer Kraft und Gestalt zu suchen,
Drei Männer sind, die nicht am Staube kleben,
Da denken sie bewegt an Friedrich Schiller
Und mit ihm an das Beste, was sie kennen.“

Heute dürfen wir diese Worte getrost für die ganze Kulturmenschheit in Anspruch nehmen. Wir können uns alle kein stolzeres, leuchtenderes Ziel setzen, als im Sinne des unsterblichen Dichters wirken und schaffen zu wollen. Und was für Enttäuschungen uns auch bedrohen mögen: Beschäftigung, die nie ermattet, wird unser sicherster Hort sein. In diesem Sinne schließe ich mit den Worten des genannten Schweizer Dichters:

„Ein großer Torso ist's, den heut' wir feiern,
Dem allzufrüh das große Leben brach,
Und unermeßlich ist, was ungeschaffen
Er mit hinab zur Nacht des Todes trug.
Doch jeder Teil von ihm, der uns geblieben,
Birgt in sich eine Welt urweiser Schönheit,
Vollendet ans Unendliche sich knüpfend,
Und lehrt uns so zu handeln, daß, wenn morgen
Ein Gott uns jählings aus dem Dasein triebe,
Ein fertig Geistesbild bestehen bliebe.“